basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Denkmalpflege und Perfektionismus im Bauwesen

Autor(en): Alfred Wyss

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1985

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/869a8eda-a137-4781-a2fe-2ef374161ca4

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Alfred Wyss

Denkmalpflege und Perfektionismus im Bauwesen

Der Denkmalpflege wird gerne ‹Perfektionismus› vorgeworfen. Man meint damit, dass allzu viel erhalten und dass mit äusserster Akribie und ohne Rücksicht auf die Kosten nach idealistischen Vorstellungen Denkmäler hergestellt würden – gewiss eine Art von Denkmalpflege, die auch wir ablehnen. Allerdings ist die Grenze zwischen solch ‹perfektionistischer› Erhaltung und dem, was an Aufwendigkeit einem Denkmal angemessen ist, nicht leicht zu definieren. Sie liegt primär im fachlichen Bereich und ist jedenfalls, um wenigstens ein Kriterium anzuführen, dort anzusetzen, wo die Spuren der Geschichte und der Vergangenheit gelöscht werden und Neu für Alt als Wertung gesetzt wird. Damit ist schon unser eigentliches Thema gefunden: Vom Perfektionismus im Bauen möchte ich sprechen.

Gefährlicher Perfektionismus

Es ist kein Ziel der Denkmalpflege, das Denkmal in allen seinen Teilen zu erneuern, ihm neuen Glanz, Winkelrichtigkeit, Sauberkeit und pflegeleichte Vollkommenheit zu geben. Jedes Denkmal ist ein Individuum, nicht immer perfekt in seiner ursprünglichen technischen Ausführung und dennoch liebenswert in seiner Unvollkommenheit. Diese Persönlichkeit ist zu pflegen, und selbst dort, wo die heutige Benutzung hohe Anforderungen an das überlieferte Bauwerk stellt – hier denke ich vor allem an den Wohnungsbau –, gilt es, von der Individualität zu retten, was immer nur möglich ist. Und diese kostbare Individualität spricht nicht nur durch den Stuckschnörkel, die bemalte Holzbalkendecke oder den herrschaftlichen Grundriss, sondern auch in den Unregelmässigkeiten der Hausanlage, in den gealterten Baumaterialien und in den krummen und schiefen Winkeln; diese sind zum Teil durch Parzellenform und An- und Umbauten, zum Teil durch die Altersveränderungen bedingt und haben so Denkmalwert und Charme.

Vergangen sind jene Zeiten, in denen wir mit ausgezeichneten Handwerkern über die allzu präzise Facharbeit und die allzu perfektionierten Oberflächen streiten mussten, weil die Verfallspuren und Krümmen ihrem in den Lehrjahren eingetrichterten Qualitätsvorstellungen widersprachen. Heute denken wir wehmütig an sie zurück, weil ihre handwerklichen Qualitäten selten geworden sind; alles, vom Schmiedeisen bis zur aufziehbaren Holzimitation in perfekter und deshalb steriler Imitation, oft mit perfekt nachgebildeter Alterspatina ist ab der Stange zu haben. Geblieben ist allerdings die Vorstellung vom rechten Winkel und der geraden Mauerflucht – ist es mir doch kürzlich vorgekommen, dass einem Mann die Einsicht, dass krumme Mauern überhaupt verputzt werden können, fehlte. Das hat seinen Grund allerdings in einer andern Perfektion, jener des reibungslosen Bauablaufes. Es ist schneller und billiger zu arbeiten, wenn die Dinge im Lot sind. Mit neuen

applikationsfreundlichen Materialien, leicht beschneidbaren Platten, leichtgewichtigen Bausteinen, mit Spachteln und Schiftungen sind Wände und Decken schnell zu verkleiden, die Fugen zu verstreichen, Unebenheiten zu überbrücken, die Installationen zu verdekken und Mauern und Böden thermisch und gegen Schall, wenigstens dem Anschein nach, zu isolieren. Das Ganze wird ohnehin mit Klebeparkett und Rohfasertapete, wenn möglich auch an der Decke, überspannt, wie es in den Neubauten üblich ist.

Dieser Perfektionismus bleibt allerdings nicht an der Oberfläche: Was an den Gebäuden gemacht wird, muss solide und dauerhaft sein. Dagegen wäre zwar nichts einzuwenden, wenn nur die rechten Massstäbe gesetzt würden: Der Statiker, der mit seinen Berechnungen das Denkmal perfekt sichern will, wird es zerstören, weil sein neues statisches System alte Substanz verdrängt, wo dieselbe in aller Regel zur Sicherung des Bestandes noch hätte beitragen können. Aber auch die Vorstellungen vom mietergerechten Wohnkomfort und der Marktgängigkeit solcher Schemen vernichten Substanz und Charme in historischen Bauten. Dazu ein Beispiel: Klagte kürzlich einer darüber, dass der Einbau von vier Wohnungen in einem schmalbrüstigen Altstadthaus enorme Kosten verursacht habe: Alle Wohnungen mussten mit separatem Zugang von Treppe und Lift her erschlossen, mit einem Sanitärblock versehen und untereinander akustisch abgeschirmt werden. Vermutlich hätten in diesem Fall zwei übereinanderliegende Duplex-Wohnungen die Eingriffe und damit die Kosten erheblich verringert – dem stand offensichtlich die fixe Idee des perfektionierten Wohnkomfortes und der Gewinnmaximierung entgegen. Die Rechnung kann so ja nicht aufgehen.

Perfektion herrscht auch im Materialbereich. Immer neue applikationsfreundliche, standardisierte und beständigere Mittel werden dem Handwerker in die Hand gegeben. Sie sind in der Regel auf die Bedingungen des modernen neuen Bauens abgestimmt. Perfekt sind sie immer nur in spezifischen Bereichen, das heisst im Rahmen abgezirkelter Bedingungen. Am komplexen Altbau können diese Mittel nur von einem erfahrenen Fachmann mit breitem Wissen – nicht einem Spezialisten – verwendet werden und auch nur dann, wenn die konventionellen Materialien versagen (vgl. Stadtbuch 1982, S. 211 ff.). Wo aber sind sie, die Fachleute, welche das Materialgefüge am historischen Bauwerk mit allen seinen Eigenheiten überblicken und das neue, in seiner zwar irgendwo perfektionierten, aber meist unbekannten Zusammensetzung einsetzen könnten?

Perfektionismus herrscht jedoch auch im Bereich der Ästhetik. Was erneuert werden muss, muss so neu sein, dass man etwas fürs Geld hat: Kein alter Putz darf die Einheit der neuen ‹Schale› beeinträchtigen, auch wenn der alte Putz seinen Dienst noch lange getan hätte; kein Wasserlauf darf die neue Fassade verunzieren, kein Stäubchen sich auf dem Verputz ablagern, kein Holz mit Spuren alten Wurmfrasses darf im Dachstuhl bleiben – und die Fenster sollen aus Kunststoff sein, damit man sie nicht mehr streichen muss, die Dichtung so dicht, dass jetzt schon von offizieller Seite her vorgeschrieben wird, wie oft ein Raum gelüftet werden muss – nicht darf. Das alles sieht dann recht steril aus, weil nicht die historische Ganzheit, sondern die Perfektion des Neuwertes zum Massstab genommen wird. Und besser sind solche Erneuerungen auch nicht. Schon weisen Bauphysiker auf die positiven Eigenheiten der alten Materialien,

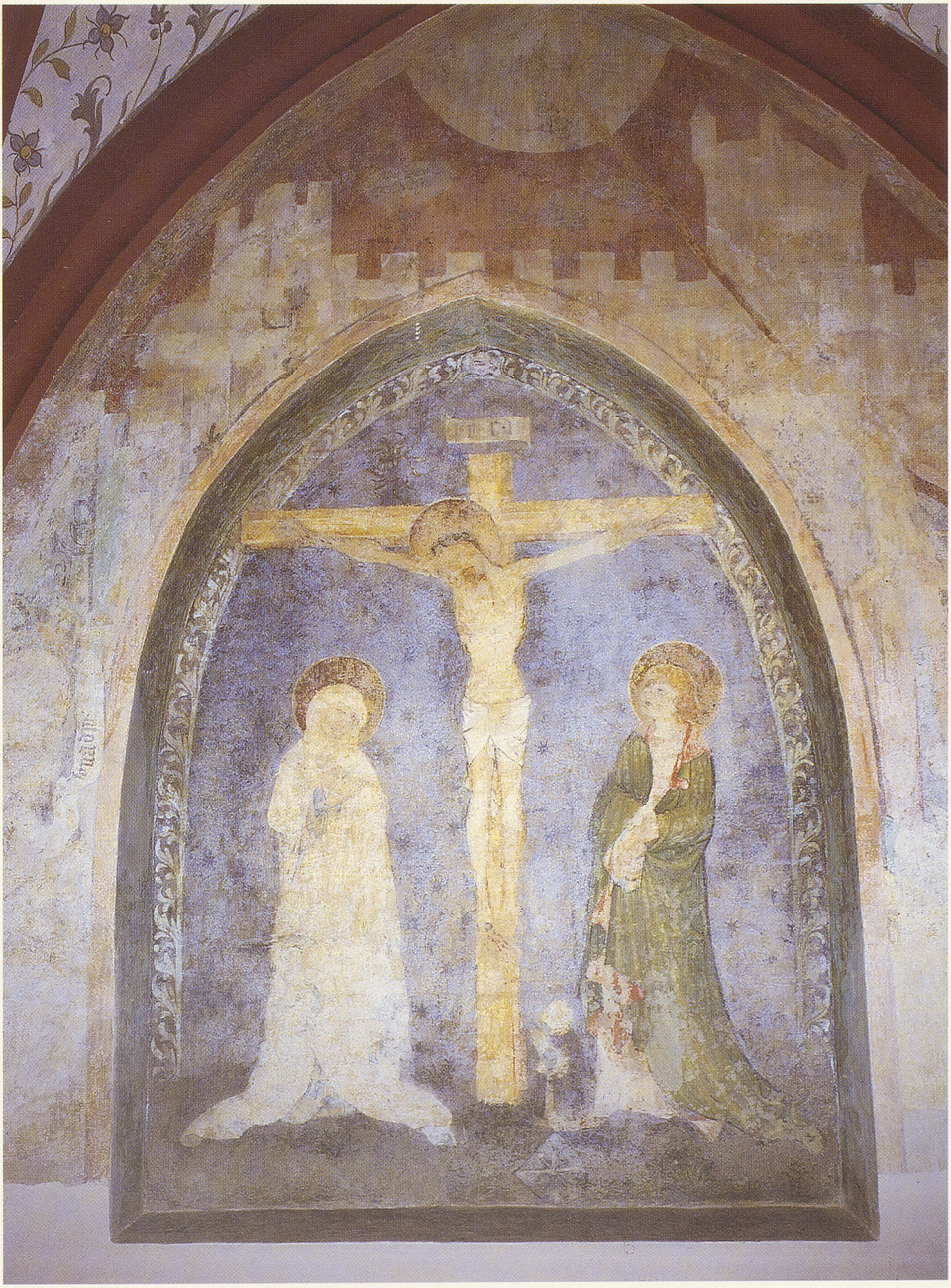
St. Johanns-Tor mit Vorwerk (siehe S. 214). ▷

auf die physikalisch begründbare Behaglichkeit der mit ihnen ausgestatteten Räume und auf die neuartigen Schäden, die durch moderne Materialien entstehen, hin.
Der Perfektionismus ist in allen Bereichen von Übel: die Perfektionierung der Materialien und Baumethoden zur Rationalisierung gefährden die Denkmäler; der Glaube an Winkel und Lot vertreibt den Charme alter Bauten; der Drang zur perfekten Durchsanierung in Statik und Material zerstört Denkmäler, und die Freude am neuen Glanz des mit Perfektion Erneuerten tötet den Alterswert unserer Bauten.
Das alles schaukelt sich gegenseitig auf zu einem Perfektionismus, der viel Geld kostet – man sieht es an den Bauabrechnungen. Ach! Würden doch diejenigen Architekten und Bauherren die Oberhand gewinnen, die mit Zurückhaltung unseren Denkmälern begegnen und sie mit sachter Hand heutigen Erfordernissen soweit anpassen, als dies nötig ist. Das mag hier und da auch viel kosten, in der Regel aber in der Gesamtrechnung doch günstiger sein als das Investieren zum Selbstzweck: Es bleiben da nämlich brauchbare Bauwerke mit Alterswert – eben Denkmäler (vgl. Basler Stadtbuch 1983, S. 244 und 245). Nach diesen eher pessimistischen Tönen wollen wir über einige positive Werte berichten, die uns dieses Jahr beschert hat.

Erfreuliche Restaurierungen 1985

Das *St. Johanns-Tor* bekam seine ältere Form mit dem stumpfen Pyramidendach zurück, die in der Konstruktion und Gestalt auf Grund eines Planes des 19. Jahrhunderts genau zu belegen war. Die baugeschichtliche Analyse hatte ergeben, dass das Tor nach dem Erdbeben von 1356 erstellt und mit einem Holzeinsatz versehen worden war, wie dies an manchen Türmen der Stadtbefestigung damals üblich gewesen sein mag (vgl. Kunstdenkmäler Basel I, S. 93 u.a.). Erst nach 1582 wurden die zierlichen Zinnen über einem im Innern liegenden Pultdach (vgl. Merian-Plan von 1615), die Rammpfähle und das jetzt noch erhaltene hölzerne Tor im Durchgang eingerichtet und im 17. Jahrhundert das Zeltdach zum Schutze des Ganzen aufgesetzt. Das Wächterstübchen im Eingangsgeschoss mit seiner mit Fasen verzierten Bälkchendecke ist das älteste Fragment eines Täferzimmers in Basel; es stammt nämlich aus der Errichtungszeit des Turmes. Die Restaurierung hat an Originalen belassen was sie nur halten konnte: den Unterbau der alten Blockstufen durch den ganzen Turm, die Holzbalkenlagen und den fast überall sichtbaren ursprünglichen Innenverputz. Am Äussern sind die verwitterten Bossen nur mit gewöhnlichem Mörtel gesichert; der gelbliche Putz entspricht in der Farbe und Struktur dem ursprünglichen. Der Stadtgraben mit dem im 19. Jahrhundert anstelle einer Zugbrücke errichteten steinernen Übergang konnte wenigstens stückweise freigelegt werden (vgl. Jahresbericht der Bodenforschung 1985 in Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde).
Ein grosser Gewinn für die Basler Malerei des 15. Jahrhunderts ist die Restaurierung der beiden *Lettner-Nischen in der Kirche der Kartäuser,* die vom scheidenden Waisenvater, Dr. Asal, sozusagen als Abschiedsgeschenk in Auftrag gegeben wurde (vgl. Kunstdenkmäler III, S. 591 ff.). Sie waren bereits 1878 entdeckt und gleich wieder zugestrichen und später gleich noch einmal derselben Prozedur unterworfen worden. Sie hatten dabei grossen Scha-

Waisenhaus, ehemalige Kartäuserkirche, Wandbild an der Lettnerwand, 15. Jahrhundert, Kreuzigungsdarstellung mit Stifter. ▷



den gelitten. 1941 wurden sie freigelegt und in einem kaum erkennbaren Zustand belassen. Restaurator Paul Denfeld hat die bemalten Flächen jetzt besser gereinigt, gesichert und mit Trateggio-Retouchen lesbar gemacht. Wir kennen heute, dank den sorgfältigen Beobachtungen des Restaurators, die Entstehungsgeschichte recht gut; und dennoch ist nicht geklärt, warum zwei ähnliche Kreuzigungsdarstellungen unmittelbar nebeneinanderstehen. Die beiden spitzbogigen Wandnischen gehören mit den jetzt neu freigelegten Würfelnischen darunter zu einer älteren, mit Altären versehenen Chorabschrankung. Nach dem Bau des Lettners zur Zeit des Priors Conrad von Worms (1418–24) stiftete ein Mitglied der Familie Spitz (Stifterbild und Wappen mit drei gekreuzten Pfeilen am Kreuzfuss) das linke Bild. In der rechten Nische war ein nicht näher zu bestimmender Schaukasten mit Tablaren vor schwarzem Grund mit Sternen eingerichtet. Bald darauf wurde die ursprüngliche in Kalkkaseintechnik gehaltene erste Kreuzigung mit einer ölhaltigen Tempera in kräftigen Farben übergangen und die Nimben vergoldet; das Stifterbild verschwand unter Ranken. Von derselben Hand wurde in der rechten Nische das zweite Kreuzigungsbild gemalt. Und noch vor der Reformation, also wiederum nach kurzer Zeit, wurden offenbar Flügelretabel vor die Bilder gestellt und mit einem dichten Rankenwerk als Hintergrund der Schreine übergangen. Um die Nischen ist links eine zinnenbewehrte Architektur mit der Darstellung der Verkündigung gemalt, rechts aber – neu gefunden – Arkaden mit nicht identifizierbaren Heiligen: unten links ein Stehender mit einem Buch, rechts eine kniende Figur, hinter der ein Scherge steht, dessen Körperhaltung mit überkreuzten Beinen auf eine Enthauptung hinweist. Oben sind Figurengruppen in verehrender Haltung dargestellt, die sich auf ein nicht mehr erhaltenes Zentrum ausrichten.

Ein modernes Gegenstück solcher Denkmalerhaltung sind die vom Restaurator Heydrich im Auftrag des Eigentümers des 1905 von Karl Moser errichteten Hauses Schützenmattstrasse 53 gesicherten und restaurierten *Malereien, die Walter Kurt Wiemken 1925 im Gartenhaus geschaffen hat* (vgl. dazu BaZ, Maga-

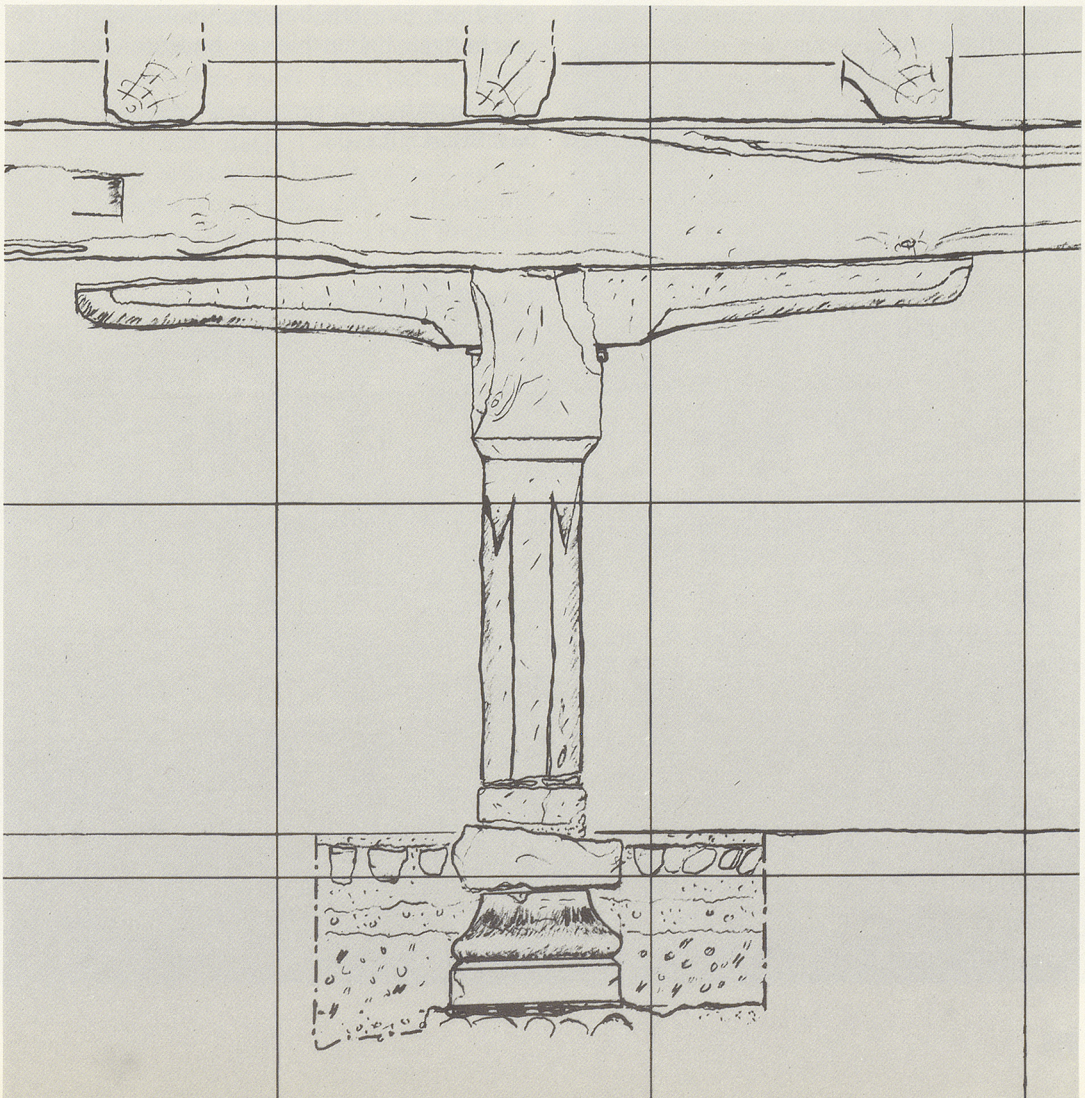
Stukkaturdetail im Haus ‹Zum Silberberg›, Utengasse 11, Erdgeschoss (siehe S. 218).

zin 32, 1985, S. 9). Der orange leuchtende Grund und die beiden vertikalen bunten Dekorationsbänder mussten in heikler Prozedur von einer Dispersionsfarbe befreit werden und die Fehlstellen in den drei erdfarbenen Bildern (Knabe, eine Schlange haltend; Frau im Garten und, an der Rückwand, zwei Mädchen in einer Landschaft) mit Retouchen geschlossen werden.

Mehr im dekorativen Bereich hielt sich die Wiederherstellung der hellen Fassung des Treppenhauses im Haus *Münsterplatz 8,* wie es von Christoph Riggenbach 1832 für die *Lesegesellschaft* gestaltet worden war. Anstelle

der verunklärenden, auf einer jüngeren Bespannung aufgemalten und stark beschädigten Quadermalerei sind jetzt die damaligen Geschmackstendenzen wieder spürbar, indem die feingliedrige, papierdünne Neugotik vom Weiss der klassizistischen kühlen Haltung überlagert wird.

Der *Umbau des ‹Schlüssels›* hat uns ein weiteres Zunfthaus in seiner historischen Struktur wieder erlebbar gemacht. Erst 1954/55 war im Hinterhof, dessen barocke Laube samt Treppe bis dahin intakt erhalten war, jene unglückliche glasbausteinbewehrte Betondecke eingezogen worden, die jetzt durch ein luftiges Glasdach ersetzt ist. Der Zunft ist dieser mu-



Untere Rheingasse 10, Stützenkonstruktion im Untergeschoss, 13. Jahrhundert. Archäologischer Aufnahmeplan (siehe S. 218).

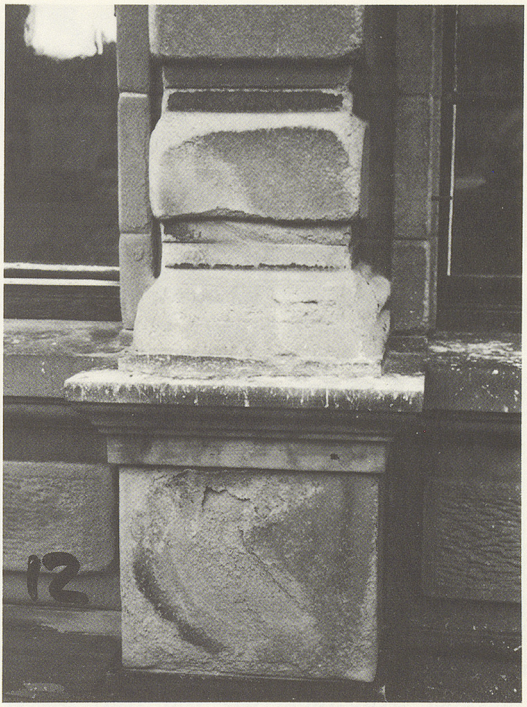
tige Entschluss zur Wiederherstellung der alten Einheit von Vorderhaus und offenem Hof sehr zu danken – das Gemälde von Samuel Buri setzt dazu einen festlichen Farbakkord.
Im St. Alban-Tal will ich wenigstens kurz die sorgfältige Restaurierung der *Rychmühle* und des daran anschliessenden alten Tröcknungsgebäudes durch die CMS und die Stiftung Münsterbauhütte kurz erwähnen. Im schmalen einbündigen Anbau wurde die Münsterbauhütte mit geschicktem Einsatz heutiger Konstruktionsweise eingerichtet.
Im Klein-Basel konnten die beiden barocken Eckpfeiler des neuen *Altersheim zum Lamm* der neuen Verwendung im wesentlichen mit restaurativen Massnahmen angepasst werden. Am *Silberberg* müssen hier wenigstens die kostbaren Stukkaturen aus der Zeit um 1700 in der ehemaligen Eingangshalle und im nördlichen Saal im ersten Geschoss erwähnt werden.

Baugeschichtliches

Gegenwärtig richtet sich die Firma Möbel Pfister AG in den Häusern *Untere Rheingasse 8/10* neu ein. Die baugeschichtlichen Untersuchungen haben hier so bedeutende Funde

‹Alte Töchterschule› (Kohlenberg 17), erbaut 1883/84 von Heinrich Reese.

an den Tag gebracht, dass die Eigentümer sich in dankenswerter Weise zu einer erhaltenden Restaurierung anstelle einer Auskernung entschlossen. Unter den klassizistischen Gipsdecken fanden sich ausgedehnte bemalte Balkendecken (vgl. BaZ, Magazin 38, 1985, S. 12/13). Im hintern Teil beider Bauten aber steht das Mauerwerk der ursprünglichen Überbauung aus der Gründungszeit Klein-Basels: Die Reste eines Turmes mit Kellergeschoss in Aussenmassen von 6,5 × 8,5 m, dem auf der Nachbarparzelle Nr. 12 ein Pendant entsprochen haben muss. Dazwischen wurde nach Ausweis der dendrochronologischen Untersuchungen nach 1280 mit hölzernen Balken und Stützen im Untergeschoss aus älterem Bestand von 1220/1230 ein Haus mit einem wohl in Ziegeln eingedeckten Pultdach errichtet. Wichtig erscheint uns über diesen Befund hinaus die Bestätigung der älteren Beobachtung, nämlich dass in dieser Zeit die Häuser oft im rückwärtigen Teil der Parzellen errichtet wurden – die Parallelen dazu sind jüngst wieder an der Greifengasse und in den grossbaslerischen Vorstädten (Aeschen und Spalen) gefunden worden. Dies stimmt mit Befunden in der Innerstadt überein. Bereits aber im 15. Jahrhundert wurde bis an die heutige Strasse gebaut. Im stark ‹ausgefor-steten›, statisch nicht mehr haltbaren Dach konnte der Dachstuhl des 15. Jahrhunderts in allen Details belegt werden, ein dreigeschossiges, mit Ständern und Bügen konstruiertes Gefüge, das in der Längsrichtung durch ein über zwei Geschosse gehendes Kreuz verspannt war. Die etwas unsichere dendrochronologische Datierung wird, neben dem aus der Literatur bekannten, für Basel durch einen kürzlich aufgemessenen und dendrochronologisch datierten Dachstuhl von 1435 am Rheinsprung 20 gestützt. Dort laufen sparren-parallele Büge über zwei Geschosse; verwandt sind



‹Alte Töchterschule›, Steinschäden an einem Fensterpfeiler des zweiten Obergeschosses.

auch die Überplattungen und dünnen Dimensionierungen der Hölzer.

Objekte aus jüngerer Zeit

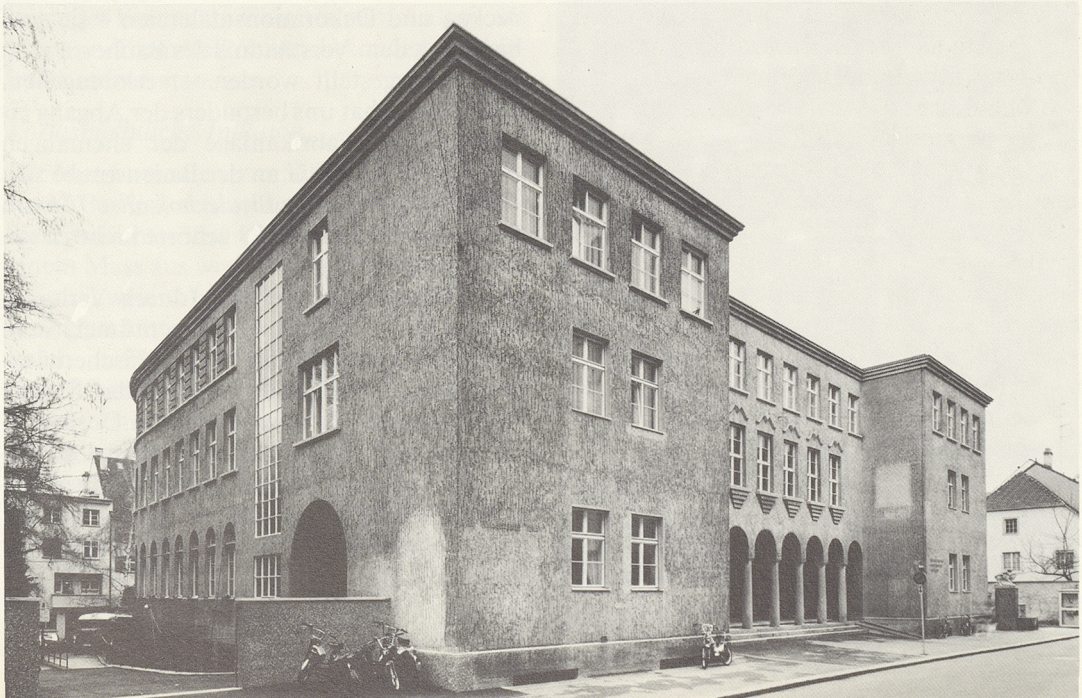
Auch Bauten aus neuerer Zeit sind in diesem Jahr von den Eigentümern in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege in grosser Zahl renoviert worden. Davon sei einiges wenigstens erwähnt. Zunächst ein heute sehr geläufiges Thema: Die Steinkonservierung an der *‹Alten Töchterschule›*, die von Kantonsbaumeister Heinrich Reese 1883–84 im Stil der Renaissance mit zwei Steinsorten gestaltet wurde. Die präzisen, fast durchweg bossierten vielteiligen Architekturglieder aus Berner und Vogesener Sandstein waren stark an- und abgewit-

tert. Die Massnahmen: Verfestigung, Reinigung mit fliessendem kaltem Wasser und Wurzelbürste, Festigung mit Kieselsäureester, Vierungen und Antrag mit einem vorfabrizierten und geprüften eingefärbten mineralischen Mörtel; auf eine Hydrophobierung wurde bei dem fugenreichen Baugefüge verzichtet. Was so kurz zu beschreiben ist, setzt viel Vorarbeit und Erfahrung bei der Ausführung voraus: Das Problem der Steinkonservierung auf lange Sicht ist noch keineswegs gelöst, und man wird auch an den beiden kostbaren Kirchenbauten – dem am Ende dieses Jahres wegen seiner Schäden viel besprochenen Basler *Münster* und der seit 1975 mit Versuchsstücken besetzten *Elisabethenkirche* – und zudem an den vielen steinsichtigen Architekturteilen am Wohnbau des 19. Jahrhunderts mit Umsicht zu Werke gehen müssen.
Intensiv wurde auch von allen Beteiligten an den Problemen der Betonsanierung an der *St. Antoniuskirche,* einem Bauwerk von hervorragender Bedeutung, das von Karl Moser 1925–27 errichtet worden war, gearbeitet und ein Musterfeld am Chor erstellt. Über diese Erfahrungen wird in anderm Zusammenhang im Detail zu berichten sein, jetzt aber mussten zur Sicherheit der Passanten am Turn und an der Strassenseite Abschrankungen angebracht werden. Sorge bereitete auch die Demontage der in den Betonkassetten eingelegten Glasmalereien, an denen sich überraschenderweise originale Übermalungen mit einer ölgebundenen Farbe fanden, die sorgfältig gesichert werden mussten.
Im Herzen der Stadt, an der *Ecke Schnabelgasse/Spalenberg* steht das bis dahin wenig geliebte Eckhaus, das 1905–06 von Julius und Gustav Kelterborn errichtet worden war und dessen vortretende Ecke mit einem ‹Turmdach› akzentuiert ist. Analysen am Bau und die alten Pläne erlaubten an den arg verdorbenen Fassaden Korrekturen im Sinne des ursprünglichen Aussehens, so dass sie sich jetzt gut ins Gassenbild einfügen. An der *Wettsteinallee,* in einer homogenen Baugruppe der Schonzone, verdient die zurückhaltende Erneuerung des Hauses Nr. 19 unsere Anerkennung. Das *Haus auf Burg,* das 1844 durch den Baumeister Georg Friedrich Frey als Wohnhaus errichtet wurde und dann als Professorenwohnung diente, ist nun für die Paul Sacher-Stiftung umgebaut worden. In seiner äus-

Schnabelgasse 1–3, 1905/06 von Julius und Gustav Kelterborn.

Das Arbeitsamt Utengasse 36, Halle nach der Umgestaltung durch die Architekten Fierz & Bader.

Das Arbeitsamt Utengasse 36, 1931 von Erwin Heman erbaut.



seren Erscheinung ist es in grauen Architekturgliedern auf Rosagrund restauriert, im Innern zu einem neuen Denkmal in subtiler Verbindung zwischen neuen und alten Formen umgestaltet worden.
An Malereien der Zeit nennen wir zwei Ensembles. An der *Matthäusstrasse 20* waren 1910 auf die Fassade eines älteren Reihenmehrfamilienhauses eine strenge Dekoration mit verschlungenen Bändern und Blumen in Erdfarben aufgemalt worden, die jetzt wieder hergestellt ist. In der *St. Jakobskirche* ist bei Sondierungen die ursprüngliche farbige Ausstattung mit strengen Ranken von 1894 an den Decken wieder zu Tage getreten, die erst 1956 überstrichen und bei einer späteren Restaurierung nach heutigem Geschmack und Gesinnung wieder wegleitend sein dürften.

Matthäusstrasse 20, Fassadenmalerei um 1910.

Und nun will auch die Denkmalpflege zweier Neugestaltungen gedenken: die *Baulücke an der Spalenvorstadt* wurde von A. Rüegg und U. Marbach sozusagen als Triumphtor der siegreich heimkehrenden Feuerwehr – eine schwierige Projektauflage – mit sicherem Gefühl neben das kostbare Vorstadthaus Zur Krähe von 1816 gesetzt. Ein Meisterstück der Umnutzung und in der Durchführung von ausgezeichneter Qualität ist die Erneuerung des *Arbeitsamtes,* das E. Heman 1931/32 nach dem Vorbild des Dessauer Arbeitsamtes (Walter Gropius, 1927–29) errichtet hatte. Trotz der Umstülpung des Grundrisses vom zentralen Verwaltungszentrum unter dem Glasdach zur Wartehalle mit umgebendem Büroring sind ablesbare Denkmalwerte bis in die Struktur hinein erhalten geblieben.

Verluste

An Verlusten wären manche Bauten zu nennen, in welchen wohl über die Bausubstanz hinaus auch, wie an der Greifengasse, Stuckdecken und Dekorationsmalereien – sie sind hier dank dem Verständnis des Bauherrn zum Teil sichergestellt worden – verlorengehen. Geschmerzt hat uns besonders der Abgang einer schönen Fabrikanlage der ehemaligen *Färberei Schetty AG* an der Badenstrasse von 1916; das Wohnhaus *Bruderholzallee 174* von Hans Bernoulli von 1923 gehörte nicht zu seinen Meisterleistungen.
In *Kleinhüningen* gelang es durch Verhandlungen und Einsicht der Eigentümer, dem reinerhaltenen kleinbäuerlichen Fischerhäuschen aus dem 18. Jahrhundert, das für die Kleinhüninger Bauweise und die Dorfstruktur von hoher Bedeutung ist, inmitten der Silos noch eine Überlebenschance einzuräumen.
Unterschutzstellungen gab es in diesem Jahr keine.